Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 12 (1970)

Artikel: Die ersten Anfänge des Spitalwesens in Graubünden

Autor: Scharplatz, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-971764

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die ersten Anfänge des Spitalwesens in Graubünden

Von *Alfred Scharplatz*

Die spärlichen Nachrichten, die uns die Geschichte Rätiens überliefert, lassen über die ältesten institutionellen Formen der Krankenpflege nur unsichere Schlüsse zu. Die planmäßige Sorge für Kranke wurde erst im Christentum entwickelt, galt aber dann von Anfang an als allgemeine Aufgabe, so daß seit dem 4. Jahrhundert besondere Häuser zur unentgeltlichen Beherbergung Pflegebedürftiger errichtet wurden. Für diese ersten Stätten der Krankenpflege, die eine Mischung von Pilgerherberge, Krankenhaus, Armenhaus und Heim für Witwen und Waisen darstellten, wurde die Bezeichnung *«Xenodochien»* gewählt, die sich mit diesem Namen deutlich von den «Pandochien» unterschieden, welche gewerblichen Charakter hatten und zahlende Gäste aufnahmen. Im Abendland finden sich — wie Hiltbrunner (1) nachwies — keine Vorläufer der christlichen Xenodochien, ihre Wurzeln liegen vielmehr im Orient, vor allem in den Tempelherbergen. Wohl gab es schon im 1. Jahrhundert bei den Römern Militärlazarette, die *«Valetudinaria»* (2) hießen, von denen Spuren bei Ausgrabungen von Legionslagern gefunden wurden. Diese Einrichtungen mit einer doppelten Reihe einfacher, durch einen breiten Gang getrennter Krankenzimmer waren aber nur für Soldaten und Sklaven bestimmt, während die ärztliche Behandlung sonst in den Privathäusern erfolgte und in großen Häusern der Arzt auch zum ständigen Personal gehörte. Die späteren, im Christentum entstandenen Krankenhäuser wurden aber durchwegs Xenodochien genannt. Sie standen meistens in Verbindung mit einem Kloster, wurden von Mönchen betrieben und verzeichneten ihre Blütezeit im Mittelalter (1). Sie wahrten ihren religiösen Charakter noch lange, nachdem Laien als Verwalter eingesetzt wurden und in den Städten die Heilig-Geist-Spitäler entstanden.

An den Übergängen über die Alpenpässe Graubündens ließen, wie uns überliefert wird, Kirche und Klöster Hospize erbauen, die ebenfalls Xenodochien genannt wurden. Die Ansicht, daß diese Armen- und Krankenhäuser für die Bevölkerung Graubündens nie Bedeutung erlangten, weil sie weit abseits der Niederlassungen lagen (3), besteht kaum zu Recht. Wohl gehörte das älteste Hospiz, das *«Xenodochium Sancti Petri»* auf dem Septimer, das Ludwig der Fromme am 25. Juli des Jahres 825 mit verschiedenen Rechten und Besitzungen dem Bischof von Chur zuerkannte, wie v. Jecklin (4) in der Besprechung des Urbars darlegt, zu den Hospitia, quae in alpibus sita sunt pro suspectione peregrinorum, und kam somit den Wanderern, Händlern und Pilgern zugute, die den Weg über die Alpen benützten und in Not gerieten. Ein anderes, ebenfalls sehr früh erbautes Hospiz jedoch, jenes in *St. Maria im Münstertal*, in welchem sich 1236 nach J. G. Mayer (5) ein Kloster des Augustinerordens befand, bezeichnete Bischof Berchtold in einem Empfehlungsbrief zu Gunsten einer Sammlung für das Hospiz bereits «ad receptionem *pauperum* seu ad consolationem omnium alpes asperrimas transeuntium», bildete also gleichzeitig eine Stätte für die Armen und ging 1290 an das Kloster Münster über (3). Nicht allein

darin liegt die Bedeutung, welche diesen Xenodochien und den Hospizen als Ursprünge der Spitäler Graubündens zukommt, sondern vielmehr in ihren Einrichtungen und in der Organisation ihres Betriebes, die — wie aus den spärlichen Überlieferungen geschlossen werden kann — durchaus geeignet waren, Erfahrungen für später zu erstellende Armen- und Krankenhäuser in unserem Lande zu sammeln. So hatte jeder Mönch als Hospizverwalter von St. Peter auf dem Septimer zu schwören, Arme und Reiche in gleicher Weise zu unterstützen und aufzunehmen, womit bereits die Bedeutung wertvoller ethischer Grundsätze betont wurde, und mußte zwei Ochsen halten für den Krankentransport, der sich als notwendig erwies, zumal der Aufenthalt im Hospiz auf drei Tage beschränkt war. Der Mönch war über seine Tätigkeit dem Vizdum Oberhalbstein mit Sitz in Reams und später dem Ammann von Stalla Rechenschaft schuldig und hatte, wie die im Jahre 1935 durch H. Conrad (6) geleiteten Grabungen nachwiesen, einen zweistöckigen Gebäudekomplex mit 4—5 Räumen bei einer Gesamtgebäudeflucht von 28 Metern zu verwalten. Mit dem Hospiz verbunden war eine Kapelle — in dem v. Jecklin (4) besprochenen Urbar als «capell ze St. Peter uff dem Settem gelegen» erwähnt —, deren Glocken 1657 nach dem Zerfall des Hospizes nach Bivio in Sicherheit gebracht wurden. Nach der Erbauung einer Poststraße durch Jakob von Castelmur im Jahre 1387 (9) — ein älterer Weg mit gestellter Pflästerung fand sich 1½ km südlich der Paßhöhe beim sog. Sassello battuto (6) — herrschte im Hospiz reger Betrieb, und an Einkünften konnte kein Mangel herrschen, besaß doch das Hospiz Güter in Tinzen, Fürstenau, Almens, im Averstal, im Bergell sowie den Wald von Casaccia. Bei einer Beurteilung der ganzen Anlage dieses Hospizes gewinnt man die Überzeugung, daß die Gestaltung und Organisation überaus zweckmäßig war, so daß angenommen werden darf, daß diese Anlage, nachdem Conrad in zwei Räumen eine ausgedehnte römische Kulturschicht freilegte, sich auf eine frühere, schon bestehende stützen konnte, daß sie aber andererseits auch für später erstellte Hospize und Armen- und Krankenhäuser an verschiedenen Orten des Kantons als Vorbild gelten konnte. Ein weiteres Hospiz bestand in Casaccia an der Abzweigung zwischen Maloja und Septimer bei der im 10. Jahrhundert dem Kloster Pfäfers gehörenden St. Gaudentiuskirche (7), ein ähnliches in Zernez, in St. Maria im Münstertal, ebenso am Lukmanier, 1374 durch Abt Johannes den III. errichtet, dann ein Hospiz St. Peter in der Nähe des Rheinwaldgletschers, sowie in Somvix bei der Kapelle St. Benedikt und schließlich auch auf San Romerio im Puschlavertal. Größere Bedeutung kommt als eigentlichem Krankenhaus dem Spital und Hospiz St. Nikolaus und Ulrich in Capella bei S-chanf zu (8), das der Gemeinde gehörte und bis ins 16. Jahrhundert als Armenstiftung weitergegeben wurde.

Über ein Hospiz in Churwalden überliefert uns Mohr (10) wertvolle Angaben. Dieses wurde durch Praemonstratenser Mönche geführt, die nach ihrem Gründer auch Norbertiner oder nach ihrer weißen Kleidung auch «weißer Orden» (11) genannt wurden. Das Hospiz war eine 1201 durch Heinrich von Sax gegründete Stiftung, die noch 1510 im Urbar des Klosters erwähnt wird und die als Filiale auch das Hospiz und Spital St. Jakob in Klosters zu betreuen hatte.

In seiner Geschichte des Bistums Chur sowie in einer Abhandlung über die Hospize und Spitäler Graubündens im Mittelalter legt Johann Georg Mayer (5) dar, wie die Sorge für die Armen und Bedürftigen ursprünglich Sache der Kirche und der Klöster war. Diese sind, wie die vorzüglichen Anlagen der verschiedenen Hospize und der Armen- und Krankenhäuser beweisen, ihrer Aufgabe in trefflicher Weise nachgekommen. Die Beteiligung der Gemeinden, die immer mehr nach Autonomie strebten und mit der Zeit auch die Verwaltung der Hospize und Krankenhäuser übernahmen, hat sich in dieser Hinsicht ungünstig ausgewirkt. Diese zerfielen zusehends und erlangten in den Talschaften höchstens als Armenhäuser einige Bedeutung,

um Ende des 16. Jahrhunderts völlig verlassen zu werden. Wohl herrschte auf dem Lande auch großer Mangel an Ärzten. Im Oberengadin jedoch waren drei Chirurgengenerationen aus der Familie Dusch in Samedan zwischen 1664 und 1781 tätig, deren Stammbaum Fonio (12) zusammengestellt hat. Wenn damals die Chirurgie auch noch ein Handwerk war, zu dem Lehrknaben ohne jede Vorbildung einem Meister zu 3jähriger Lehrzeit verdingt wurden und erst von 1792 an für die Chirurgen ein Studium an einer Universität ermöglicht wurde, so beweist uns ein im Gemeindearchiv Samedan vorhandenes, durch Herrn Kaiser zur Verfügung gestelltes Notizbuch eines Arztes dieser Familie Dusch (13), daß die in Deutschland verbrachte Lehrzeit gut genutzt wurde und daß diese Chirurgen über ein beträchtliches Können verfügten. Ein Spital stand ihnen aber nicht zur Verfügung, und noch im Jahre 1891 weist *Oskar Bernhard,* «il bernard», wie der überaus geschätzte und als einzigartige Arzt-Persönlichkeit bekannte Engadinerarzt genannt wurde, der später zum Begründer der Heliotherapie werden sollte, in den chirurgischen Mitteilungen aus seiner Praxis (14) darauf hin, daß das Engadin vom nächsten Spital durch eine 14stündige Postreise getrennt war. Die Chirurgie im Engadin gleiche der Kriegschirurgie, und die Ausrüstung war denn auch jene eines Militärarztes. Ein zusammenklappbarer Operationstisch nach dem Modell der Ambulanzen wurde in das Haus des Patienten mitgeführt und ermöglichte die Ausführung mancher auch großer und lebensrettender chirurgischen Operationen. Auch in den übrigen Talschaften war es mit dem Krankenhauswesen nicht besser bestellt, und die Entfernungen zur Hauptstadt bei den damaligen Verkehrsmitteln war noch allzu groß, wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß die Chirurgie erst durch die im 19. Jahrhundert erfolgten Entdeckungen durch Lister und Pasteur einen Aufschwung verzeichnen konnte.

Als älteste Anstalt für die Pflege von Kranken bezeichnet Poeschel (15) das *Spital zu St. Martin in Chur,* das ursprünglich zwischen Martinsplatz und Rabengasse gelegen, 1154 durch Bischof Adalgott dem Stift St. Luzi übergeben wurde. 1386 stellten die Bürger der Stadt Chur ihr ehemaliges Rathaus als Spital zur Verfügung, wobei die Urkunde besagt, «es sol fürbas ein Hus des Heiligen Geistes sin». Im Jahre 1554 wurde das Stadtspital an die Stelle des heutigen Grabenschulhauses verlegt, wo es bis 1868 verblieb. Als Isolierspital zur Verhinderung einer Seuchenverschleppung wird erstmals 1209 das Siechenhaus bei der Kapelle St. Anton an der Straße nach Malix erwähnt, ebenso ein gleiches 1370 bei der Kirche Masans.

Mit dem Erwerb und dem Umbau des Hauses «zur Biene», das 1875 als *Stadtspital* eröffnet wurde, nimmt im Spitalbau in Graubünden eine neue Epoche ihren Anfang. Die Fortschritte der Medizin stützten sich in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts auf die Anwendung naturwissenschaftlicher Methoden, die sich zur Zeit der großen Entdeckungen der Bakteriologie als umwälzend erwiesen und sich vor allem nach der Einführung des keimfreien Operierens nach Lister zu Gunsten der Chirurgie auswirkten. Während dieser Zeitepoche, die bis zur Schaffung eines medizinischen Zentrums mit der Eröffnung des Kantonsspitals im Jahre 1941 anhielt, wurden unter großen Opfern der Bevölkerung zahlreiche Talschaftsspitäler erstellt, welche sowohl in ihren baulichen Einrichtungen als in der Organisation des Spitalbetriebes einheitlich waren. Nur die Bettenzahl variierte je nach dem Einzugsgebiet und bestimmte die Größe des Behandlungstraktes, der aus einem Operationssaal mit Sterilisationsanlage, einem Vorbereitungszimmer, einem Röntgenraum und einem Laboratorium bestand. Diese Entwicklung brachte es mit sich, daß die ärztliche Leitung der neuerstellten Spitäler zunächst ausschließlich einem Chirurgen anvertraut wurde. Diesem war es während der ersten Jahrzehnte noch möglich, das gesamte Gebiet der Medizin zu überblicken. Er konnte sich neben seiner chirurgischen Ausbildung über eine Tätigkeit in innerer Medizin und Geburtshilfe ausweisen und war durchaus in der

Lage, auch Krankheiten aus anderen Gebieten der Medizin erfolgreich zu behandeln. Bei einem Rückblick muß heute mit Dankbarkeit anerkannt werden, daß sich diese Organisation unserer Bündner Spitäler für unsere Bevölkerung überaus segensreich ausgewirkt hat, wobei das Ansehen des Spitals eng verknüpft war mit der Persönlichkeit des leitenden Arztes. In späteren Jahren haben tüchtige Verwalter die wirtschaftliche Entwicklung der Spitäler maßgebend gefördert, in den ersten Anfängen gehörte nicht nur die ärztliche Betreuung der Patienten, sondern auch die Administration und die Spitalverwaltung zu den Aufgaben des Chefarztes.

Das im Jahre 1875 im Flugischen Landgut «zur Biene» eröffnete (16) Churer Stadtspital mit 65 Betten und einer durchschnittlichen Verpflegungsdauer von 20 Tagen wurde bis 1893 durch *Dr. med. Karl Kellenberger* geleitet. Dieser genoß hohes Ansehen, war Mitglied des Sanitätsrates und verfaßte zusammen mit dem damaligen Bezirksarzt Dr. Thomas Lardelli im Auftrage des Großen Rates ein Gutachten (17) über die Maßnahmen, die sich zur Hebung der Krankenpflege im Kanton Graubünden aufdrängten. Der durch Dr. Kellenberger in diesem Gutachten unternommene Versuch einer ersten Spitalplanung in Graubünden zeugt von Weitblick und der großen Sachkenntnis dieses ersten Chefarztes am Churer Stadtspital und kommt zu Schlußfolgerungen, die heute noch mit einer modernen Planung in Einklang gebracht werden können. Eine Dezentralisation im Spitalbau wird mit Rücksicht auf die geographischen Verhältnisse unseres Kantons als richtig erachtet, gleichzeitig aber die Notwendigkeit des Baues eines Kantonsspitals ausdrücklich festgestellt, mit dem Hinweis, daß dieses die bestehenden Spitäler nicht konkurrenzieren werde. Da die Taxen der Allgemeinen Abteilung im Stadtspital pro Tag Fr. 1.20 bis 1.70, die Durchschnittskosten jedoch Fr. 3.— betrugen, war ein Betriebsdefizit schon zu Beginn trotz der Schenkungen der Krankenvereine unumgänglich. Mit Entschiedenheit wurde deshalb die Notwendigkeit einer staatlichen Subvention für alle Bündner Spitäler betont, eine Forderung, die erst im Jahre 1909 verwirklicht werden sollte. In Dr. Kellenberger begegnen wir dem Typus der vorzüglichen Ärzte der damaligen Zeit, die sich bewußt waren, daß in der Medizin sehr vieles mit exakten Methoden nicht erfaßt werden kann und daß es der ärztlichen Kunst überlassen werden muß, in der Diagnose und Therapie weitere Fortschritte zu erzielen.

Von 1893 bis 1922, während der Zeit der ersten großen Fortschritte der Chirurgie, war *Dr. Emil Köhl* (16) als Chefarzt am Stadtspital tätig. Nach einem weiteren Ausbau gab er diesem ein eigenes Gepräge und stellte es in die Reihe der besten Spitäler der damaligen Zeit, so daß es als Regionalspital rasch an Ansehen und Bedeutung gewann. Unvergessen ist heute auch das Wirken von *Dr. Hermann Köhl,* der wie sein Vater als kraftvolle und charakterfeste Arztpersönlichkeit das unbedingte Vertrauen seiner Kollegen und seiner Patienten genoß und bis zur Eröffnung des Kantonsspitals im Jahre 1941 die Spitalleitung innehatte. Vom Tage der Eröffnung an haben Schwestern der Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster in Zürich das Stadtspital in vorbildlicher Weise und mit großer Hingabe betreut und einen Beitrag am Spitalbetrieb geleistet, der nicht hoch genug eingeschätzt werden kann.

Von nicht geringerer Bedeutung erwies sich die Gründung des *Kreuzspitals* in Chur, das, ausgestattet mit den wichtigsten Spezialabteilungen, während vieler Jahre die Rolle eines Kantonsspitals übernahm. Da in diesem Spitalbetrieb das Einordnen der einzelnen mithelfenden Personen in das Ganze und in das Ideal der selbstlosen Hilfsbereitschaft vom Beginn an in besonderem Maße ausgeprägt war, bereitet es Schwierigkeiten und ist es wohl auch unmöglich, die segensreiche Arbeit der vielen Schwestern vom Heiligen Kreuz von Ingenbohl sowie der zahlreichen im Laufe der Jahre am Kreuzspital tätigen Ärzte einzeln hervorzuheben. Die überragende Persönlichkeit des *Pater Theodosius Florentini,* der sich um das Spital größte Verdienste erwor-

ben hat, verdient jedoch eine besondere Würdigung. Auf seine Initiative wurde ohne jegliche staatliche Hilfe bereits im Jahre 1845 im Hause zur Planaterra das *Spital zum «Heiligen Kreuz»* eröffnet, wo schon im ersten Jahre 120 Patienten Aufnahme fanden, 1853 entstand daraus an der Gäuggelistraße das *Kreuzspital,* dessen Patientenfrequenz rasch auf 700 im Jahre anstieg. In einer Abhandlung «Vom alten zum neuen Kreuzspital» schildert *Dr. med. Placidus Plattner* (18) den Werdegang des neuen Kreuzspitals an der Loestraße, welches im Jahre 1910 nach Plänen der Architekten Schäfer und Risch erbaut wurde und Platz für 130 Patienten bot. Dr. Plattner begründete als erster Chefarzt das große Ansehen dieses Spitals und verlieh ihm zusammen mit seinem Nachfolger, Dr. Jost Barth, und seinen Mitarbeitern die große Bedeutung, die es bis zur Gegenwart innehatte.

Während in manch anderen Gegenden unseres Landes mit der Schaffung leistungsfähiger zentraler Krankenhäuser die ärztliche Versorgung der Bevölkerung gesichert war, konnten die zwar vorzüglichen Churer Spitäler bei den großen Entfernungen und den damals unzulänglichen Verkehrsmitteln diese Aufgabe niemals erfüllen. Die Erstellung von *Talschafts- und Bezirksspitälern* entsprach vielmehr einem dringenden Bedürfnis. Die Verwirklichung der verschiedenen durch die örtlichen Spital- und Krankenvereine vorbereiteten Baupläne begegnete jedoch gewaltigen Schwierigkeiten, und nur der Initiative und Ausdauer bedeutender Persönlichkeiten ist es zu verdanken, daß durch freiwillige Zuwendungen und durch Beiträge der Gemeinden das Ziel erreicht werden konnte. Große Opfer der Bevölkerung forderte vor allem die Gründung des *Oberengadiner Kreisspitals in Samedan* (19), das 1895 mit 25 Betten eröffnet wurde, nachdem es einem seit dem Jahre 1881 bestandenen Spitalverein in unendlicher und zielbewußter Arbeit gelungen war, die erforderlichen Mittel zu sammeln und wichtige Vorarbeit zu leisten. Das Spital erlangte dank dem Wirken des ersten Chefarztes, *Dr. Oskar Bernhard,* Weltruf. Dieser war ein Schüler des Nobelpreisträgers Prof. Theodor Kocher in Bern und wäre wohl selbst, nachdem er zum Begründer der Heliotherapie wurde, einer solchen Ehrung würdig gewesen. Er erkannte als erster, daß das Sonnenlicht tuberkulöse Knochen- und Gelenkerkrankungen in einer Art heilt, wie dies vorher keine menschliche Kunst vermochte. Nicht mehr der resignierte Ausspruch von Ambroise Paré, «Je l'ai opéré, Dieu le guérira», sollte Geltung haben, sondern vielmehr das alte Sprichwort: «Dove entra il Sole, non c'entra il Dottore», und die Erkenntnis, daß das Licht der Berge für das große unglückliche Heer der an chirurgischer Tuberkulose Leidenden sein Heil geworden ist, mußte sich überaus günstig auswirken. Für das Engadin und die Südtäler wurde das Oberengadiner Kreisspital sehr bald zu einer unentbehrlichen Stätte bester Pflege und Behandlung, es genügte auch während des Baues der Rhätischen Bahn und des Albuladurchstiches. 1905 wurde ein *Absonderungshaus* mit 20 Betten erbaut, und 1913 folgte nach einem Gutachten von Prof. De Quervain (20) ein *Neubau mit 120 Betten.* Unendlich viel verdankt das Engadin dem im Jahre 1909 gewählten Chefarzt, *Dr. Ernst Ruppanner,* der (19) es zu eigentlichen Glanzzeiten führte.

Auch die übrigen Talschaften unternahmen große Anstrengungen zur Gründung ihrer Spitäler. In *Ilanz* gelang es den Bemühungen von *Dr. Johann Fidel Depuoz* von Seth bereits 1868, in «Glion sura» ein kleines Krankenhaus zu eröffnen, aus dem in Verbindung mit dem Institut St. Josef das St. Nikolausspital (21) entstand. Hier wirkte während vieler Jahre *Dr. J. B. Cathomas* als Chefarzt und hatte als vorzüglicher Chirurg und als ausgeprägte Persönlichkeit maßgebenden Einfluß auf die erfreuliche Entwicklung des Spitals, dessen Schwesternschule sich großes Ansehen erwarb. In *Davos* wurde schon im Jahre 1888 ein kleines Krankenhaus eröffnet, das seine Entstehung einem Krankenverein verdankt, und in *Schiers* wurde im gleichen Jahre durch eine Schenkung von Pfr. Peter Flury der Grund gelegt für das Prättigauer Kranken-

haus (22). Hier war es der Sohn des Gründers, *Dr. Andreas Flury,* dessen vorbildliche ethische Berufsauffassung und Hingabe alle Schwierigkeiten zu überwinden half und dem Prättigauer Krankenverein und später der Stiftung Prättigauer Krankenhaus ein Werk hinterließ, aus dem ein gut ausgestattetes Talschaftsspital entstehen konnte.

Nach Inkrafttreten des Krankenpflegegesetzes im Jahre 1909 verbesserte sich die finanzielle Lage unserer Spitäler. Das Gesetz erleichterte die Verwirklichung weiterer Baupläne, und es sollte sich zeigen, daß die Mahnung an die bauleitenden Architekten, nicht nur landschaftlichen, sondern auch hygienischen Heimatschutz zu treiben, überall Gehör fand. Die Landschaft Davos konnte im Jahre 1913 das stattliche Davoser Gemeindekrankenhaus (23) erstellen, dem während vieler Jahre *Dr. med. Schreiber,* ein Chirurg mit seltener Begabung, vorstand. 1912 wurde das Krankenhaus *Thusis* eröffnet, nachdem vom Jahre 1909 an mit privaten Sammlungen, die in einem «Goldenen Buch» eingetragen sind, begonnen worden war. Viel unbezahlte Arbeit wurde zur Verwirklichung dieses bedeutenden sozialen Werkes geleistet, und man vernimmt aus den Jahresberichten mit Bewunderung, daß das Ziel, ein schuldenfreies Spital zu besitzen, schon nach acht Jahren erreicht werden konnte. 23 Gemeinden traten dem Spitalkonsortium bei und förderten den gewaltigen Aufschwung dieses durch hervorragende Ärzte geleiteten Krankenhauses. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß im bischöflichen Schloß in Fürstenau schon 1878 ein kleines Landspital bestand, das sich aus den Zinsen eines Betriebsfonds von Fr. 40 000.— hätte erhalten sollen und das, wenn auch in bescheidenem Rahmen, seinen Betrieb bis zum Jahre 1895 aufrecht erhielt.

Das *Unterengadiner Kreisspital* in Schuls (24), das aus eigener Kraft schon 1908 den Betrieb aufgenommen hatte, erlebte in den folgenden Jahren eine erfreuliche Entwicklung, die mit einem Neubau im Jahre 1953 einen ersten Höhepunkt erreichte. Auch unsere Südtäler besitzen heute ihre eigenen Spitäler, deren erste Anfänge eine Würdigung verdienen, weil damals trotz primitiver Verhältnisse große und verantwortungsvolle Arbeit geleistet wurde. Im *Münstertal* diente jahrelang die Arztwohnung als Spital, ein Neubau konnte erst im Jahre 1934 (25) nach langwierigen Verhandlungen eröffnet werden, und im *Bergell* stand schon 1902 (26) ein Spital in Promontogno mit 30 Betten zur Verfügung. Auch in *Poschiavo* (27) hatte das 1927 erbaute und vorzüglich geführte Spital San Sisto einen Vorläufer in einem Hause in La Rasiga, wo besonders während des Baues der Berninabahn in der Notfall- und Unfall-Chirurgie Bedeutendes geleistet wurde.

Trotz den großen Opfern, die der Spitalbau von der Bevölkerung Graubündens erforderte, hätten manche Baupläne ohne großzügige Schenkungen nicht oder erst viel später verwirklicht werden können. So verdankt das *Spital Sursés* (28) *in Savognin* seine Entstehung der Stiftung Alfons Pianta und konnte 1936 eröffnet werden. Vor allem aber sind die Namen Cadonau, Herold und Allemann als jene hochherzigen Donatoren mit der Entstehungsgeschichte des Rätischen *Kantons- und Regionalspitals* (29) eng verknüpft, und Fräulein Anna von Planta ermöglichte schon im Jahre 1917 die Eröffnung des *kantonalen Frauenspitals* (30), indem sie ihre Liegenschaft Fontana «mit Zielen und Marchen, mit Pflichten und Rechten» dem Kanton Graubünden zum Zwecke der Errichtung einer Frauenklinik vermachte.

Von den Xenodochien und Hospizen an den Übergängen unserer Alpenpässe, von denen jenes auf dem Septimer bereits im Jahre 831 erwähnt wird, bis zur Schaffung eines medizinischen Zentrums im Kantonsspital im Jahre 1941 mußte ein langer und beschwerlicher Weg zurückgelegt werden. Wenn es schon in naher Zukunft darum geht, die bestehenden Spitäler auf der Höhe der Zeit zu halten, dürfen wir mit Dankbarkeit feststellen, daß unsere Vorfahren eine Grundlage schufen, die zu weiteren Anstrengungen verpflichtet.

Literaturverzeichnis

1. Hiltbrunner O.: Artikel Xenodochien in Realenzyklopedie der klassischen Altertumswissenschaft IX A. — 2. Schneider K.: Realenzyklopedie der klassischen Altertumswissenschaft VIII A. — 3. Mathieu B.: Zur Geschichte der Armenpflege in Graubünden. Sprecher, Eggerling 1928. — 4. v. Jecklin F.: Urbar des Hospizes St. Peter auf dem Septimer. Jahresb. Hist. Ant. Ges. 1914, S. 229. — 5. Mayer J. G.: Die Hospize und Spitäler Graubündens im Mittelalter. Bünd. Monatsbl. 1949, S. 8. — 6. Conrad H.: Neue Feststellungen auf dem Septimer. Bünd. Monatsbl. Nr. 7 1934, Nr. 1 1935, Nr. 8 1938. — 7. v. Jecklin F.: Geschichte der St. Gaudentiuskirche in Casaccia. Bünd. Monatsbl. 1923. — 8. Simonett Chr.: Ein Urkundenfund zum Hospiz in Capella bei S-chanf. Bünd. Monatsbl. 1965, Nr. 11/12, S. 292. — 9. Berger F.: Die Septimerstraße. Jahrbuch für Schweiz. Geschichte. 15. Bd., S. 155. — 10. Mohr: Praemonstratenserkloster Churwalden. Cod. dipl. I, S. 276. — 11. Notiz über das Kloster Churwalden. Bünd. Tagbl., 113. Jahrg., Nr. 266. — 12. Fonio A.: Die drei Chirurgengenerationen in der Familie Dusch in Samaden. Bünd. Monatsbl., Nr. 2 1945, S. 1. — 13. Notizbuch eines Arztes der Familie Dusch in Samaden. Gemeindearchiv Samedan, zur Verfügung gestellt von D. Kaiser. — 14. Bernhard O.: Chirurg. Mitteilungen aus meiner Praxis. Corresp. Bl. Schweiz. Ärzte., Jahrg. XXI 1891. — 15. Pöschel E.: Chur vom Altertum bis ins späte Mittelalter. Bünd. Monatsbl., Nr. 2 1945, S. 51. — 16. Köhl E.: Stadtspital Chur, Jahresberichte 1895—1902. — 17. Kellenberger K. und Lardelli Th.: Memorialien betr. Hebung des Krankenwesens. Brauns Erben Chur, 1906. — 18. Plattner Pl.: Vom alten zum neuen Kreuzspital. Bünd. Tagblatt 1912. — 19. Ruppanner E.: Das Kreisspital Oberengadin in Samaden. Engadin Preß 1914. — 20. De Quervain F. u. Aepli A.: Expertengutachten betr. Neubau des Kreisspitals Oberengadin Samaden. Basel 1911. — 21. Monssen, Maria Magna: Die Ilanzer Schwesternkongregation. Ilanz 1950. — 22. Sprecher F.: 50 Jahre Prättigauer Krankenhaus. Jubiläumsausgabe Schiers 1931. — 23. Krankenhaus Davos. Verwaltungsberichte 1899—1947. — 24. Ferr G.: Quaranta ans Ospidal d'Engiadina bassa. Fögl Ladin Nr. 1—10 1949. — 25. Krankenhäuser der Talschaften und Kreise. Terra Grischuna Nr. 1 1961. — 26. Bergeller Krankenhaus. Bündner Kalender 1907. — 27. Giuliani S.: L'Ospedale di San Sisto Poschiavo. Almanacco dei Grigioni 1955, S. 98. — 28. Albrici E.: Spital Surses, Referat Chur 1906. — 29. Pieth F.: Aus den Akten betr. Errichtung eines Bündn. Kantonsspitals. Bünd. Monatsbl. 1929. — 30. Scharplatz A.: Kantonales Frauenspital Fontana. Bündner Kalender 1957.

MADLAINA DEMARMELS: COLLAGE